

Analyse

Thomas Borer/Shawne Fielding Das schrille Traumpaar von einst steht vor der Trennung. Von Thomas Widmer

Botschafter lustig und die Texasprinzessin

Dass es zwischen den beiden nicht mehr geht, vermutete der «Tages-Anzeiger» schon letzte Weihnacht. Da gaben Thomas Borer und Shawne Fielding in Thalwil einen «Jingle-Bells-Cocktail». Prominente wie Hans Kaufmann, Magdalena Martullo-Blocher oder Felix Gutzwiller delectierten sich an Champagner und Kaviar, die Gastgeberin und ihre vierjährige Tochter trugen dasselbe rote Samtkleid - süss.

Aber dann! Fielding jettete zum Fest heim nach Texas. Und Borer reiste mit den beiden Kindern nach Thailand.

Seit gestern herrscht Klarheit. Die zwei gehen wirklich auseinander. Nicht einmal einheitlich zu informieren sind sie noch imstande: Ihr Mann habe «die Scheidung eingereicht», steht auf Fieldings Facebook-Seite zu lesen. Borer seinerseits teilte gestern Montag mit, in dem Gesuch gehe es nicht um Scheidung, sondern um eine Trennung und ihre Modalitäten.

Es endet jedenfalls jene Ära, in der ein Paar der Schweiz unschweizerischen Glamour schenkte. Unvergessen die Hochzeit 1999 in der mit 300 Gästen vollgestopften Solothurner Kathedrale. Pater Roland Trauffer himself, Generalsekretär der Bischofskonferenz, traute den Karrierediplomaten aus dem Schwarzbubenland und die Schönheitskönigin aus El Paso. US Marines



in ihren steifen Paradeuniformen bildeten mit gezückten Säbeln ein Spalier. Das Volk staunte und klatschte.

Was für eine Liaison das aber auch war! Er der Dynamiker mit dem irrlichternden Blick, im Hochzeitsjahr auf den Prestigeposten des Berliner Botschafters berufen, zuvor Leiter der Taskforce «Schweiz - Zweiter Weltkrieg». Und sie eine Schönheit in allen



Facetten des Blondinentums: mal Monroe, mal namenloses Kaugummi-Cowgirl, mal Pamela Anderson. Der Boulevard liebte das. Er jubilierte gar, als Fielding in der Berliner Botschaft für ein Lifestyle-Magazin posierte: als Vamp stellte sie sich auf dem Dach vor die Schweizer Fahne. Und überhaupt geriet mit ihr der drögste Anlass zum Happening. Als zwecks Werbung für Basel ein Basler Niederflurtram im Hochsommer durch Berlin kurvte, drängten sich im stickigen Innern Dutzende Journalisten. Fielding fuhr halt mit. Ihr Gatte kam jeweils eher nebenbei in die Schlagzeilen. Sie nannten ihn «Botschafter lustig».

Bis zum Ostersonntag 2002 lief alles einigermassen okay. Da war man auf Mauritius in den Ferien. Im Hotel fand Borer eine Notiz, er solle in Bern anrufen. Er tat es, witzelte gegenüber der Diplomatenzentrale: «Was gibts so Dringendes? Findet ihr eure Ostereier

nicht?» Danach gab es einige Zeit nichts mehr zu lachen. Auch wenn sich der «SonntagsBlick»-Artikel um die angebliche Borer-Geliebte Djamilia Rowe als pure, nicht belegte Behauptung erwies, auch wenn sich der Ringier-Konzern für den Rohrkrepierer entschuldigen musste - letztlich läutete die Schlagzeile «Borer und die nackte Frau» das Ende der Berliner Zeit ein.

Damit versiegten allmählich auch die Bilder. Borer als Berater des Investorenmilliardärs Viktor Vekselberg, sexy war dieses neue Ambiente nicht. Fielding 2008 am Frankfurter Opernball, neben sich Sir Bob Geldof, sein Blick in ihrem Décolleté, das war noch einmal ein Foto zum Schwelgen. Letztlich aber bleiben nur die Erinnerungen. An damals etwa, als Thomas Borer auf die Frage der «Schweizer Illustrierten», wie Solothurn und Texas zusammenpassten, antwortete: «Sehr gut, wie Beef and Cheese.»

Kolumne Barbara Weber

Pendeln mit Frisch und Bichsel



In den letzten Wochen bin ich mehrmals mit dem Zug zwischen München und Zürich hin- und hergependelt. Die Fahrt zieht sich in die Länge; eine alte Lokomotive schneidet durch weisse, unbewohnte Landschaften; mit ihrer kantigen Schnauze wirbelt sie den Schnee auf. Landschaften, die an russische Schwarzweissfilme erinnern.

Zwischen Memmingen und Buchloe setzt der Strom im Speisewagen manchmal aus. Es gibt dann für eine Stunde keine warmen Getränke mehr, und die Temperatur im Abteil kühlt runter auf Aussentemperatur. Das habe mit den alten Geleisen zu tun, erklären mir die Schaffner. Der Speisewagen stammt aus einer anderen Zeit. Die Strecke ist offensichtlich nicht nach Kriterien der Hochgeschwindigkeit ausgebaut. Zürich und München, beides mächtige Wirtschaftsmetropolen, scheinen unverbunden. Dazu passt, dass das katholische München italienische Touristen in Massen anzieht, auch im Winter. Die Lokale

Dienstagskolumne Barbara Weber, Co-Direktorin des Zürcher Theaters Neumarkt, wechselt sich als TA-Kolumnistin ab mit Ex-Preisüberwacher Rudolf Strahm und dem politischen Kommentator Michael Hermann.

sind italienischer als in Zürich. München wird in diesen Tagen zu einer norditalienischen Winterstadt.

In Lindau steht der Zug manchmal für längere Zeit, fährt dann durch dieselben Landstriche in entgegengesetzter Richtung. Der Bodensee gleicht einem Meer. Die Ufer verschwinden in der diffusen Zone zwischen Wasser und Himmel. Europäisches Niemandsland, alle Grenzen sind aufgehoben. Der Zug fährt angenehm langsam, man wird in jenen Zustand geschaukelt, in dem man zu lesen beginnt.

Was vermag Literatur?

Ich lese zwei Poetikvorlesungen, die Max Frisch 1981 in englischer Sprache am City College of New York gehalten hat, kurz nachdem er von Berlin in die amerikanische Metropole gezogen war. Sie sind 2008 erstmals auf Deutsch, also im Original, unter dem Titel «Schwarzes Quadrat» im Suhrkamp-Verlag erschienen: Frisch hatte

die Vorlesungen auf Deutsch geschrieben und übersetzen lassen.

Die erste Vorlesung thematisiert das Verhältnis von Fiktion und Erfahrung, die Fragen nach dem Grund des Schriftstellerseins und nach der konkreten Arbeitsweise. Die zweite kreist um Fragen nach der gesellschaftlichen und politischen Verantwortung des Schriftstellers. Die beiden Vorträge sind eine Reise durch sein Werk und Instrument der Selbstbefragung und -erforschung: Welchen Impulsen folgt der Drang zu schreiben? Was vermag Literatur? Und zu welchem Zweck?

Die Suche nach dem Anfang

Die Fragen stellen sich bis heute. Was hat Theater, Literatur, Kunst für eine Funktion in unserer Gesellschaft? Frisch verteidigt die «poetische Existenz» erstaunlicherweise gegenüber jeder gesellschaftlicher Vereinnahmung oder Verpflichtung. Seine Exiljahre in New York waren ein bewusster Abschied von der Schweiz, der Versuch, nicht mehr an der Schweiz zu leiden und sich für sie mitverantwortlich zu fühlen. Er wollte sich New York aneignen.

Begeistert hat mich auch Peter Bichsels Nachwort; es ist scharfsinnig, von freundschaftlicher Wucht und Nähe. Bichsel schreibt: «Utopie - Manhattan versprach diese Utopie. Nicht etwa die Realität dieser Stadt, aber ihr Selbstbewusstsein. Sie stellte sich als Kulisse einer Utopie zur Verfügung. Eine Stadt als Utopie, als Poesie, als Sehnsucht an und für sich.»

Und weiter: «Als alles vollzogen war, als New York gesichert war, als Max Frisch ein New Yorker war - kehrte er zurück nach Zürich - für immer. Das Exil war bis ins letzte Detail, bis zu den amerikanischen Möbeln vollzogen. New York war möglich gemacht, New York hatte seine Pflicht getan. Das poetische Was-wäre-wenn war durchgespielt - zwar nicht bis zum Ende, das vermag die Poesie nicht, aber bis zu seinem handfesten Anfang.»

Die langsamen, halbleeren Züge zwischen München und Zürich transportieren das poetische «Was wäre wenn». Richtung Zürich kehrt Hektik ein, man findet sich im Winterpendler-Stress wieder, im Virenbad, am HB ist Rushhour, man wird wieder eingetaktet und ist dankbar für den verpendelten Halbtage mit Bichsel und Frisch. Und möchte sofort jenen handfesten Anfang finden.

Abstimmung Einen Hechtfischer vor Gericht zu bringen, ist fragwürdig. Doch in den meisten Fällen bewähren sich Tierschutzanwälte. Von Christian von Burg

Wachhunde für den Tierschutz

Mit dem Hecht aus dem Zürichsee hat sich der Zürcher Tierschutzanwalt Antoine F. Goetschel ein Problem angeht. Kaum jemand konnte nachvollziehen, warum ein Fischer vor Gericht antraben musste, weil er zehn Minuten brauchte, bis er seinen Fang ans Land gezogen hatte. Der Prozess Anfang Februar war für die Tierschützer ein Schlag ins Wasser. Wäre der Fischer wegen Tierquälerei verurteilt worden, hätte man konsequenterweise das Fischen verbieten müssen. Dabei leben die Hechte in Schweizer Gewässern weit besser als etwa der Zuchtfisch Pangasius in Vietnam, der bei uns oft auf dem Teller landet.

Sonst eher zurückhaltend

Der Hecht-Fall ist ein gutes Argument für diejenigen, die am 7. März Nein stimmen, weil sie die anderen Kantonen nicht auch noch zur Einführung eines Tierschutzanwaltes zwingen wollen. Aber der Fall ist als Ausnahme von der Regel zu sehen. Jedenfalls äussern sich die Zürcher Behörden sehr lobend über «ihren» Tierschutzanwalt. Und das soll etwas heissen. Als es vor 18 Jahren um dessen Einführung ging, tönte es noch ganz anders - nämlich sehr skeptisch. Heute sagen in Zürich Staatsanwaltschaft und Veterinäramt: Der Tierschutzanwalt schieesse normalerweise nicht über das Ziel hinaus und habe sich bewährt.

Wo es Experten mit Rekursrecht gibt, werden Verstösse gegen das Tierschutzgesetz besser geahndet. Das zeigt sich in Zürich oder auch in St. Gallen und Bern, wo es ähnliche Einrichtungen gibt. In den Kantonen Wallis, Genf oder Nidwalden hingegen kam es in den letzten Jahren kaum zu Tierschutzstraffällen. Es ist aber nicht anzunehmen, dass dort alles zum Besten steht. Vielmehr zeigt sich, dass Tierquälereien vielerorts als Kavaliersdelikte abgetan werden.

Stossende Unterschiede

Kritiker des Tierschutzanwaltes wenden ein, mit der neuen Tierschutzgesetzgebung habe sich der Vollzug verbessert. Eine Annahme der Volksinitiative führe nur zum Ausbau der Verwaltung, koste somit viel Geld und verursache unnötige Gerichtskosten.

Grundsätzlich ist nichts dagegen einzuwenden, wenn jeder Kanton andere Mittel wählt, um das Tierschutzgesetz durchzusetzen. Die letzten Jahre haben aber gezeigt, dass es so nicht funktioniert. Die Urteile bei Tierschutzstraffällen liegen zu stark



auseinander: Es ist nicht nachvollziehbar, warum ein Hobby-Schafhalter, der seine Tiere verhungern lässt, im einen Kanton eine Geldstrafe von mindestens 90 Tagessätzen und eine Busse von mindestens 500 Franken kassiert, während er andernorts freigesprochen wird. Es ist ähnlich wie bei den kantonalen Gesetzen zum Umgang mit gefährlichen Hunden, wo der Föderalismus zur Lachnummer geworden ist. Obwohl selbst die Kantone eine einheitliche Hunderegelung fordern, hat der Bund noch immer nicht gehandelt.

Keine Vermenschlichung

Beim Begriff des Tierschutzanwaltes haben viele das Gefühl, es gehe um eine gesellschaftlich höchst fragwürdige Vermenschlichung des Tiers.

Doch darum geht es nicht. Vergehen gegen Menschen werden vom Gesetz zu Recht weit härter bestraft. Dennoch sollte man Tierquälereien nicht bagatellisieren. Wer Tieren aktiv Gewalt antut, tut dies mit erhöhter Wahrscheinlichkeit auch Menschen an.

Zu oft werden Tierschutzstraffälle heute von der Justiz noch stiefmütterlich behandelt. Um dies zu ändern, sind Experten, welche die Behörden beraten, nützlich und sinnvoll. Urteilen die Gerichte zu mild, sollen diese Experten auch mal bellen. So arbeiten sie quasi als Wachhunde für den Tierschutz. Teuer ist das nicht, weil die Kantone bei der Anstellung dieser spezialisierten Juristen zusammenspannen können. Die Ausgaben pro Kopf belaufen sich auf gerade mal 10 bis 20 Rappen pro Jahr.